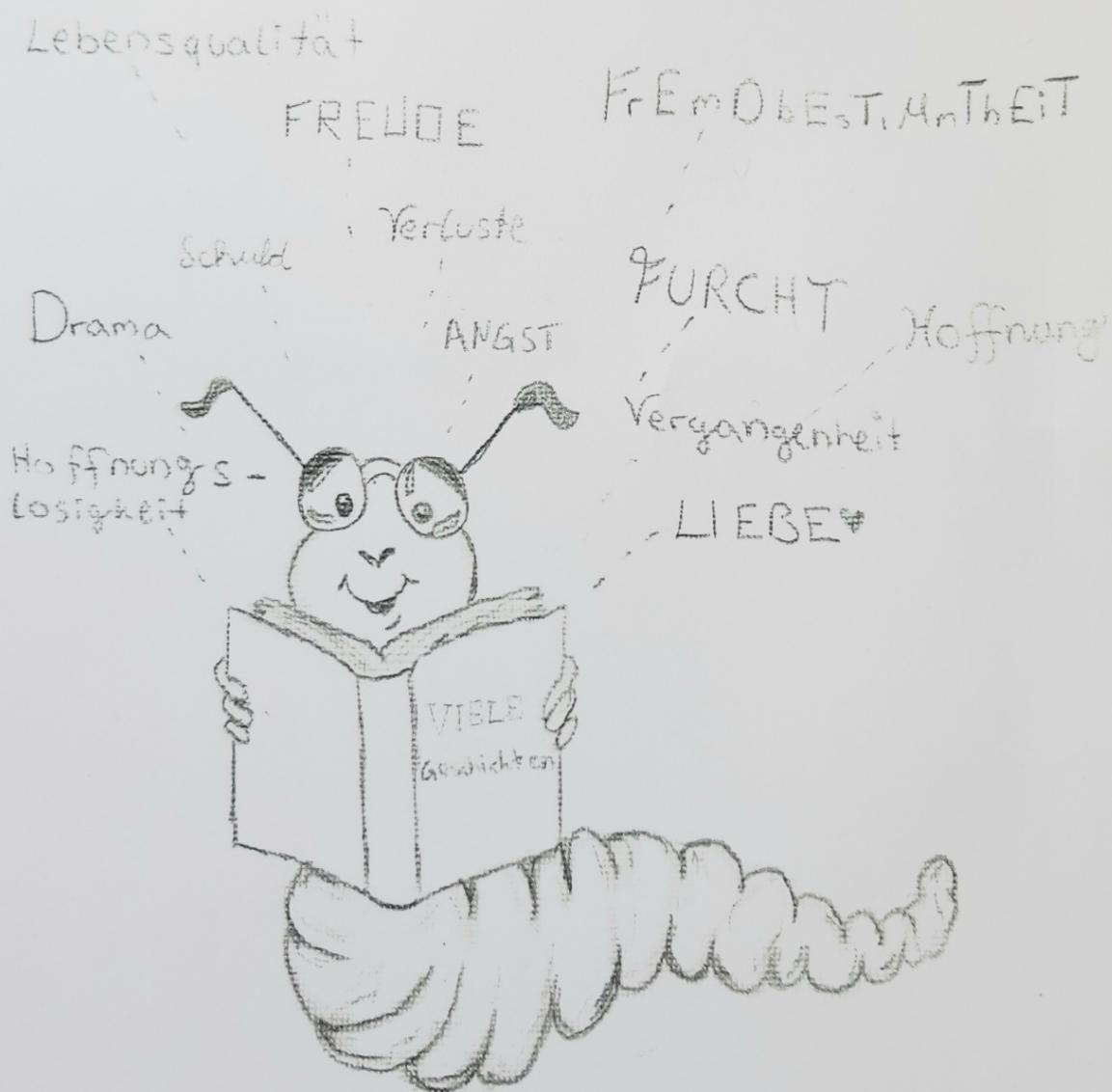


Ein literarisches Geschenk



Spannende, bewegende Geschichten für unterhaltende Stunden
an langen Herbst - und Wintertagen

Liebe Leserinnen und Leser,

November 2020

in diesem besonderen Jahr müssen wir alle auf so manchen Kontakt verzichten. Und das ist im Winter, wenn es früh dunkel wird, noch schwieriger und vielleicht sogar traurig. Wie soll man seine Zeit alleine verbringen?

Nun, zum Beispiel lesend.

Wir freuen uns, Sie mit unserer Sammlung selbst erfundener Geschichten beschenken zu dürfen. Verfasst haben wir diese für alle Menschen, die gerne lesen. Von der älteren Generation glauben wir aber, besonders verstanden zu werden, da sich unsere Geschichten um tiefgreifende Themen drehen und Menschen mit großer Lebenserfahrung ganz bestimmt vieles darin finden, was sie auch aus dem eigenen Leben kennen. Lesen Sie hier unsere bewegenden, ernsten und auch lustigen Geschichten rund um die Themen Verlust, Angst, Hoffnung, Furcht, Hoffnungslosigkeit, Schicksalsschläge, Lebensqualität, Schuld, Selbstbestimmung, Liebe zu vielen Dingen, Familiendrama, Lebensglück und sogar (- uaahh! -) Horror !

Wir wünschen Ihnen viel Vergnügen beim Lesen und damit anregende, unterhaltsame Stunden, Tage - vielleicht sogar Nächte ?

und vor allem

alles Gute

Klara
Sara-Miray
Chiara
Sören
Louisa
Fynn
Simon
Louisa
Timo
Michael
Selina
Veronika
Daniel
Carolina
Louisa
Rosa
Nicolae
Luca
Max

mit Bettina Schumacher

Inhalt

Sara-Miray Bektaş	Ob immer alles negativ ist?
Klara Päutz	Laute Stille
Sölen Karatas und Louisa Dickhardt	Zeit
Daniel Peth	Chaos im Paradies
Carolina Karrasch	Unser Haus am Meer
Simon Schlerf und Timo Roth	Die Reise ins Verderben
Luca Adam und Maximilian Löhr	Die verlassenen Häuser
Michael Blüm	Die Macht der Natur und Wissenschaft
Nicolas Moll	Ein innerer Monolog
Veronika Jaros	Das Drama der Familie
Chiara Dickhardt und Rosa Berger	Wie ich die Lebensfreude für mich entdeckte
Rene Kleinschmidt und Fynn Schoon	Meine schrecklich schöne Vergangenheit
Selina König	Irgendwann ziehen auch die dunkelsten Wolken vorbei

Ob immer alles negativ ist?

Heute vor zehn Jahren war der schlimmste, aber auch ausschlaggebende Tag meines Lebens. Warum dieser Tag seine Höhen und Tiefen hatte?

Ich saß mit meiner älteren, wundervollen Schwester im Auto. Bis zu diesem Zeitpunkt waren wir unbeschreiblich glücklich. Es ging für uns zu unseren Eltern. Was daran so besonders ist?

Zu der Zeit war ich zwölf und meine Schwester 18 Jahre alt. Ich bin seit meiner Geburt in einem Heim und wuchs dort mit meiner Schwester auf. Als ich geboren bin, entschlossen sich meine Eltern dazu, uns in ein Heim zu geben. Jahrelang gab ich mir die Schuld daran, dass meine Schwester wegen mir in einer plötzlich fremden Umgebung aufwachsen musste.

Doch dann war es so weit, meine Schwester bekam die Erlaubnis, uns zu unseren Eltern zu fahren. Ich war aufgeregt. Jahrelang hatte ich meine Schwester anstelle meiner Mutter an meiner Seite gehabt. Sie wollte immer, dass ich mich bilde und nicht so werde wie meine Eltern. Sie war diejenige, die sich um meine Zukunft kümmerte und wollte, dass ich mich für Kinder, die Hilfe benötigen, einsetze.

Sie selbst hatte es nicht so leicht. Sie kämpfte mit Depressionen und es fiel ihr schwer, sich ein eigenes Leben aufzubauen. Umso glücklicher waren wir, unsere Eltern zu sehen. Wir verspürten ihnen gegenüber keinen Hass, waren jedoch enttäuscht und ahnungslos, warum man seine Kinder in ein Heim gibt.

Als wir uns für die Abfahrt vorbereiteten, lief mir ein Schauer über den Rücken. Ich war glücklich, da wir wussten, dass unsere Eltern uns erwarteten, jedoch hatte ich ein mulmiges Gefühl. Ich hatte Schmerzen an meinem Herzen. Drei Stunden Fahrt standen vor uns. Drei Stunden Fahrt in der Dunkelheit. Nach der ersten Stunde kam es mir schon wie eine halbe Ewigkeit vor. Ich war müde. Mir fielen die Augen zu. Ein schönes helles Licht weckte mich. Als Erstes hatte es beruhigend auf mich gewirkt, bis eine Stimme meinen Namen schrie. Vor uns war ein riesiger feuerroter LKW, der wie ein Feuerball von seiner Fahrspur abwich und mein Leben in einer Minute zerstörte.

Stille.

Ich fiel erneut in einen Tiefschlaf. Mein Kopf dröhnte und ich wurde von Sirenen und Blaulicht wach. Meine Umgebung war voller fremder Menschen. Ich hörte eine leise Stimme, die etwas in mein Ohr flüsterte. Als ich zu mir kam, bemerkte ich, dass ich in einem fahrenden

Krankenwagen lag. Mir wurde bewusst, dass etwas nicht stimmte. Ich schaute mich um und merkte, dass meine Schwester nicht bei mir war. Ich fing an zu weinen und zu schreien. Doch es brachte nichts. Ich spürte ein Kitzeln in meinem Oberarm. Ich öffnete meine Augen und ein helles, diesmal unangenehmes Licht leuchtete in meine Augen. Wenige Sekunden später kam der Arzt hinein und meinte, dass ich mich beruhigen soll. Der folgende, erschreckende Satz raubte mir den Atem. Ich wiederholte ihn in meinem Kopf und war immer noch sprachlos. Er erklärte mir weitere Aspekte und die nächsten Schritte, die ich durch meine starken Kopfschmerzen nicht verstand.

Meine Schwester ist tot. Meine Schwester ist tot. Meine Schwester ist tot. Drei bis fünf Minuten konnte ich weinend an nichts anderes denken. Eine Welt zerbrach in mir.

Die nächsten Tage musste ich im Krankenhaus verbringen. Ich dachte an nichts anderes als an meine einzigartige Schwester. Hätte ich sie nicht dazu überredet, zu unseren Eltern zu fahren, wäre nichts von alldem passiert. Es war wieder mal alles meine Schuld.

Nach ungefähr zwei Wochen kamen dann meine Eltern ins Krankenhaus. Ich war alles andere als glücklich und konnte ihnen nicht in die Augen schauen. Genauso wenig wie meine Eltern mir. Der erste Satz, den ich als erstes von meiner Mutter gehört habe, war, wie ich es über das Herz bringen konnte, meine Schwester getötet zu haben und sie mich nie wiedersehen wollen. Das waren die ersten und letzte fünf Minuten, die ich je mit meinen Eltern erlebt habe.

Nach einem Monat kehrte ich zurück in das Heim und besuchte für ungefähr ein Jahr eine Psychiatrie. Die Zeit dort hat mir sehr geholfen und mich auch aufgebaut.

Dieser Tag schaffte mir eine neue Sichtweise auf das Leben.

Dieser Tag war zwar der schlimmste, doch hat mir gezeigt, was ich alles aus meinem Leben machen kann.

Dieser Tag hat mir dabei geholfen, kleinere Dinge mehr wertzuschätzen und sich aus negativen Ereignissen immer etwas Positives mitzunehmen.

Nun, nach zehn Jahren, stehe ich mitten im Leben und helfe Kindern. Ich habe es geschafft, den Traum von mir und meiner Schwester zu erfüllen und mich für unschuldige Kinder einzusetzen.

Ein Tag, der mir mein Leben genommen und ein neues zur Verfügung gestellt hat.

Klara Päutz

Laute Stille

Stille. Ein leises Rascheln und zwei unruhige Atem. Hektisch drückte ich ununterbrochen auf den kleinen Knopf mit der Alarmglocke, doch nichts geschah. „Fuck.“, schrie ich, „Warum gibt es solche Vorrichtungen überhaupt, wenn im Notfall alles den Geist aufgibt? Scheiße!“ Ausgerechnet heute. „Hey, beruhige dich.“ Eine kalte Hand legte sich auf meine Schulter und ließ mich zusammenzucken. Ich wich aus. „Fass mich nicht an.“, flüsterte ich scharf. „Woah“, er hob abwehrend die Hände und mein Blick heftete sich auf seine volltätowierten Arme. Schwarze Symbole, Muster und Schriftzüge verliefen von seinen Handflächen hinauf bis zu seinen Schultern. Auch auf seiner, durch das etwas aufgeknöpfte Hemd, leicht enthüllten Brust, waren vereinzelte Linien zu erkennen. Ich musterte ihn. Er war zwei Köpfe größer als ich und seine muskulöse Statur ließ mich seine körperliche Überlegenheit nur allzu deutlich wahrnehmen. Seine braunen Haare trug er zum Mittelscheitel und der Nasenring in seiner, mit einer Narbe verzierten, Nase, ließ mich erschaudern. Er war ohne Zweifel die Art von Mann, die ihr Umfeld einschüchterte und mit der ich freiwillig nie wieder Zeit alleine in einem Raum verbringe würde. Nun hatte ich allerdings keine andere Wahl. Wäre er nicht in letzter Sekunde noch in diesen bescheuerten Aufzug gesprungen, würde ich mein Vorstellungsgespräch zwar trotzdem verpassen, könnte die Zeit aber einfach auf Hilfe wartend absitzen, ohne mich ständig panisch umsehen zu müssen. Als hätte er meine Gedanken gelesen, setzte er sich in Bewegung und riss mich aus meiner Starre. „Noah.“ Ich nahm seine Hand nicht und nickte stattdessen lediglich kurz. „Amelia.“ Er ließ sie fallen und sah an mir hinunter, während er sich langsam mit dem Rücken an der Wand herabgleiten ließ, um anschließend die Beine zu überkreuzen. Noah schloss die Augen und ließ seinen Kopf in den Nacken fallen. Mit dem Wissen, nicht mehr beachtet zu werden, beruhigte sich mein Atem und ich lehnte mich an der von ihm am weitest entfernten Stelle gegen die Wand. „Was machst du hier?“, fragte er mit noch immer geschlossenen Augen. „Vorstellungsgespräch“, entgegnete ich. „Mmh“, murmelte er. Er schien auch nicht besonders gesprächig zu sein. Das könnte mir die nächste Zeit deutlich erleichtern. „Du?“ - „Vorstellungs-gespräch“, antwortete er und hob den Blick. Na klasse.

Die nächsten Minuten verbrachten wir in einvernehmlicher Stille. Ich versuchte weiterhin Empfang zu bekommen, um mit meinem Smartphone

Hilfe zu rufen, doch dieser Versuch blieb genau, wie der der Alarmtaste erfolglos. Meine zuvor noch angespannten Schultern hatten sich, trotz der noch immer äußerst angespannten Situation, etwas gelockert, was größtenteils an dem ruhigen, gleichmäßigen Schnarchen lag, welches ich irgendwann von der Seite aus wahrnahm. Ich gab auf und ließ mich ebenfalls auf den Boden gleiten. Jetzt, schlafend, hatte Noah trotz seines einschüchternden Auftretens, eine fast schon beruhigende Wirkung auf mich. Auf einmal war ich froh nicht mehr alleine zu sein, was nur daran liegen konnte, dass er mich in diesem Moment nicht ununterbrochen ansah. Ich entsperre mein Handy, rief meine Galerie auf und fing an durch alte Bilder zu gehen, die meine Aufmerksamkeit auf ältere, bessere Augenblicke richteten. Irgendwann spürte auch ich die Müdigkeit der letzten, fast schlaflosen Nächte in meine Lider treten, die mich bald darauf in einen kurzen, unruhigen Schlaf fallen ließ.

Geräusche und leises Stimmenwirrwarr ließen mich hochfahren. Noah lag gekrümmkt auf dem Boden und wimmerte. Seine Schultern hoben und senkten sich schnell und ungleichmäßig. Die Worte, die er nuschelnd von sich gab, waren unverständlich. Ich erhob mich langsam und trat einige Schritte auf ihn zu. In die Knie gehend berührte ich sanft seine Schulter. Einzelne Phrasen wie „Nein!“, „Lass sie in Ruhe!“ und „Du tust mir weh!“ drangen immer deutlicher und lauter werdend zu mir durch. Ich festigte meinen Griff und rüttelte noch fester als zuvor an seinem Oberkörper, doch er wachte nicht auf. Je lauter seine Schreie wurden, desto schneller und heftiger drängte sich meine Panik zurück an die Oberfläche. Er sah mitleidserregend aus, völlig gebrochen. Wie ein kleiner Junge. Wie war dieser Vormittag so ausgeartet? Wie konnte ich ihm helfen, ohne selbst komplett meine Nerven zu verlieren? „Fuck, Noah!“ Ich rannte erneut zur Alarmglocke und als ich diesmal hektisch darauf hämmerte, leuchtete der Knopf auf und der Aufzug rüttelte einige Male stark, bevor er sich erst langsam, dann schneller werdend nach unten bewegte. Die Veränderung unseres Umfeldes und die Bewegung nach längerem Stillstand ließen Noah endlich erwachen und auf einmal war es todstill. Lediglich zwei unruhige Atem waren wahr zu nehmen. Noah starrte mich aus großen, feuchten und stechend blauen Augen an. Nun war so gar nichts mehr an ihm angsteinflößend. Er wirkte einfach nur zerbrechlich. Die Türen sprangen auf und zwei Augen blickten zu uns auf den Boden herab. Ich erhob mich schnell und trat nach draußen in die Lobby. Ich schloss die Augen und atmete einige Male tief durch. Als ich mich das nächste Mal umdrehte, um nach Noah zu sehen, war er verschwunden.

Sölen Karatas und Louisa Dickhardt

Zeit

Wenn einer trauert, ist das, wie wenn er neu gehen lernen muss. Es ist ein unbekannter, schmerzlicher Weg mit Höhen und Tiefen.

13.11.2014, der schlimmste Tag meines Lebens. Obwohl der Tag so gut anfing, veränderte er mein ganzes Leben.

Der letzte Tag meiner Klassenfahrt. Meine Freunde und ich packten unsere Sachen und bereiteten uns für die Rückreise nach Hause vor. Kurz vor der Fahrt telefonierte ich noch mit meiner Familie und wünschte allen ebenso eine gute Heimreise. Meine Mom, mein Dad, meine kleine Schwester und meine zwei Hunde, Bella und Rocky, kamen von ihrem Ski-Urlaub nach Hause. Normalerweise sollten wir zeitgleich ankommen, ich konnte es kaum erwarten, sie nach zwei Wochen endlich wieder zu sehen. Doch das geschah nie.

Fünf Stunden später kam ich endlich zuhause an und wartete gespannt auf meine Familie und meine Hunde. Es vergingen mehrere Stunden und sie waren immer noch nicht da, auf meine Anrufe reagierten sie auch nicht. Nach einer Weile klingelte plötzlich die Tür. „Endlich“ dachte ich mir. Doch als ich die Tür öffnete, standen nur zwei Polizisten vor der Tür. Ich war verwirrt und wusste gar nicht, was ich sagen sollte. Als sie mir die Nachricht übermittelt haben, wurde mir schwarz vor Augen. Mein Körper war wie gelähmt, ich realisierte nichts mehr und fiel zu Boden. An alles, was danach passierte, kann ich mich nicht mehr erinnern. Mehrere Tage lang war ich in einer Schockstarre. Ich redete mit niemandem und aß nichts. Ich konnte nicht fassen, meine gesamte Familie bei einem Autounfall verloren zu haben. Diese Vorstellung hatte jeder von euch schon mal. Was würde passieren, wenn du deine Familie bei einem Unfall verlierst, und du die Einzige aus deiner Familie bist, die übrig bleibt? „Doch wie gering ist die Wahrscheinlichkeit, dass sowas mal passiert“, dachte ich mir immer.

Die einzige Person, die mir nach dem Unfall blieb, war meine Oma, die sich von da an um mich kümmerte. Nun ist es sechs Jahre her, ich bin mittlerweile 22 Jahre alt, doch kein Tag vergeht, an dem ich nicht an meine Familie denke und sie vermisste. Als 16-Jährige fiel es mir damals unglaublich schwer, damit umzugehen. Ich habe mein Abitur abgebrochen und veränderte mich von dem lebensfrohen, offenen, positiven Mädchen zu einem verschlossenen und ängstlichen Mädchen. Damals verlor ich alle meine Freunde, ich stieß jeden aus meinem Umfeld ab, da ich kein Mitleid erzeugen wollte. Trotzdem hatte ich das Gefühl, dass alle nur aus Mitleid nett zu mir sind.

Der Abschied fiel mir schwer und damit abzuschließen, gelingt mir bis heute nicht. Doch du lernst mit der Zeit, damit umzugehen und lebst dein Leben weiter. Ich erlebte schon den größten Tiefschlag meines Lebens, und ich konnte trotzdem aufstehen und positiv werden, was mich unfassbar stark machte. Der Schmerz, den du in deinem Herzenträgst, wird niemals verschwinden und diesen kannst du niemandem erklären. Doch was ich mit meiner Geschichte erreichen möchte? Ich will dir Mut zusprechen. Es gibt Zeiten, an denen du wirklich keinen Sinn mehr hinter allem siehst. Du fängst an, alles zu hinterfragen. Doch wenn selbst ich positiv werden konnte, nach solch einem Schicksalsschlag, dann wirst du es erst recht. Fokussiere dich auf das Wichtige im Leben und nimm dir Zeit für die wichtigen Menschen, bevor die Zeit sie dir wegnimmt!

Daniel Peth
Chaos im Paradies

Was für die meisten Menschen ein Paradies darstellt, ist für mich meines Vaters Heimat, Hawaii.

Es war soweit, ich musste wieder einmal meinen Vater in Hawaii besuchen. Alleine! Meine zwei Geschwister sind wegen der Corona-Pandemie zuhause bei meiner Mutter geblieben. Ich hatte einen 24 Stunden Flug vor mir, jedoch freute ich mich schon, meinen Vater wieder am Flughafen zu treffen. Der Flug war relativ entspannt, da ich an meinem Sitzplatz ein Tablet hatte und ich alleine in meiner Sitzreihe saß. Ich kam müde und kaputt am Flughafen an, es fiel mir schwer, die Augen offen zu halten. Ich wollte jetzt einfach nur noch wach bleiben, um einen Jetlag zu vermeiden. Ich holte meinen Koffer vom Gepäckband und machte mich auf zur Abholstation, wo mein Vater auf mich warten sollte. Doch dann der erste Schock, er war nicht da! Zuerst dachte ich, dass er sich wahrscheinlich verspätet hat, doch dann erreichte mich die Nachricht, dass er im Krankenhaus liegen würde, weil er kurz vor meiner Ankunft positiv auf das Corona-Virus getestet wurde. Ich war am Boden zerstört. Der Fakt, dass mein Handy-Akku fast leer war und ich niemanden erreichen konnte, verbesserte meine Situation nicht gerade. Mein Vater konnte zum Glück vom Krankenhaus aus ein Taxi für mich arrangieren, welches mich zu seinem Appartement fuhr. Eines war klar, ich musste wieder zurück zu meiner Mutter, weil ich nicht zwei Wochen alleine während der Regenzeit auf Hawaii verbringen wollte. Es war ein echt komisches Gefühl, so nah bei meinem Vater zu sein und ihn trotzdem nicht sehen zu dürfen. Im Appartement angekommen, schlief ich direkt ein. Ich hatte Glück, dass mein Vater Wifi hatte und zuhause erstmal anrufen konnte. Meine Mutter war am Telefon ganz aufgeregt, bevor ich ihr überhaupt erklären konnte, was mit meinem Vater war. Als ich sie fragte, was ist, fragte sie mich, ob ich denn keine Nachrichten sehen würde. Ich machte den Fernseher an und konnte es nicht glauben: Hawaiis größter Vulkan, Mauna Kea, drohte auszubrechen. Mein Vater hatte meine Mutter bereits kontaktiert und ihr die Situation erklärt. Durch die Drohung einer Vulkaneruption gab es keine Flüge. „Naja, ich bin immerhin in Hawaii, es gibt schlimmere Orte, wo man festsitzen kann.“ Als ich dachte, dass es nur noch schlimmer kommen kann, passierte etwas, mit dem ich nicht gerechnet hätte. An der Tür klingelte es und ich erschrak. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass hier jemand klingeln könnte. Als ich die Tür öffnete, konnte ich meinen Augen nicht trauen. Mein Onkel stand im Türrahmen

und war sichtlich genauso erstaunt, mich zu sehen wie ich ihn. Er kam herein und er erzählte mir, dass er eigentlich meinen Vater überraschen wollte um zwei Wochen lang mal wieder etwas mit seinem Bruder zu unternehmen. Nachdem wir uns ausgetauscht haben, stand fest, dass wir die zwei Wochen in dem 5-Sterne Hotel verbringen werden, in dem mein Onkel verweilt.

Ich freue mich, dass sich meine anfänglich aussichtslose Situation doch noch zum Guten kehrte und ich schließlich auch noch meinen Vater sehen werde.

Carolina Karrasch

Unser Haus am Meer

Meine Familie und ich, das bedeutet meine Frau Julia, meine beiden Töchter Mia und Emilia, unser Familienhund Lenny und ich, Julian. Vor genau fünf Jahren sind wir in die Nähe von Sydney, Australien gezogen, die Stadt, die atemberaubende Landschaft und die Menschen sind hier ganz besonders und es ist für uns ein Traum, hier wohnen zu dürfen.

Aber fangen wir von vorne an. Julia und ich haben am 15.06.2000 in unserer Heimat Los Angeles geheiratet, daraufhin haben wir zufälligerweise beide ein Jobangebot in der Nähe von Sydney bekommen. Es war ein Wunder, da dies auch mit unseren Zukunftsplänen übereinstimmte und wir früher oder später irgendwann dorthin ausgewandert wären. Ich war stellvertretender Leiter eines großen Unternehmens und Julia war Chefärztin auf der Kinderkrebsstation in einem Krankenhaus. Für uns beide war klar, dass uns noch etwas fehlte und das waren unsere beiden Töchter, Mia und Emilia. Sie waren das Beste, was uns je hätte passieren können. Es vergingen wunderschöne

und abenteuerliche Jahre, denn Julia und ich liebten das Reisen und damit steckten wir unsere Kinder an. Immer wenn wir im Urlaub waren, passten unsere Freunde auf unseren Hund auf, damit er gut versorgt war, denn Mia, Emilia und Lenny waren ein Herz und eine Seele. Unser Hund war schon immer etwas ganz Besonders, denn er kam mit jedem Menschen und vor allem mit Kindern gut zurecht und alle liebten ihn, auch wenn er ab und zu etwas Quatsch im Kopf hatte.

Unser Traumhaus stand direkt an einer steilen Klippe und dahinter war auch das Meer, eigentlich wunderschön, denn wenn man mit solch einem Blick jeden Morgen geweckt wird, möchte man nie wieder wo anders wohnen. Uns wurde zwar einmal erzählt, dass jemand von der Klippe springen wollte, um sich das Leben zu nehmen, doch das glaubten wir nicht und das konnten wir uns auch nicht vorstellen, denn in den ganzen Jahren ist so etwas zum Glück nicht einmal passiert, worüber wir echt froh sein konnten.

Die Sommerferien der Kinder waren vorbei, genauso wie unser traumhafter Urlaub. Die erste Woche nach den Ferien sind bei Julia und mir immer stressig und wir mussten in dieser Zeit viel erledigen. Am Abend, als die Kinder oben in ihren Zimmern waren, erzählte mir Julia ganz nervös und aufgeregt von einer neuen Patientin. Es war eine sechzehnjährige Schülerin, die immer kerngesund war aber von heute auf morgen die Diagnose Lungenkrebs bekommen hatte. Julia konnte es sich nicht erklären, warum ausgerechnet sie diese Diagnose bekommen musste, sie erzählte, dass ihre Leidenschaft Leichtathletik war und sie gar nicht in das Bild einer Lungenkrebspatientin passte.

In der Nacht war unser Hund ein paar Mal wach, was sonst nie der Fall war, wir dachten uns aber nichts dabei. Am Morgen fuhren Mia und Emilia zur Schule, kurz darauf fuhr Julia auch zur Arbeit und ich hatte an diesem Tag Home Office und machte einen Spaziergang mit Lenny. Doch irgendetwas war anders an diesem Tag, unser Hund verhielt sich anders als sonst. Nichtsdestotrotz ging ich mit ihm spazieren. Doch plötzlich rief mich Julia, während meinem Spaziergang panisch an und sagte, dass ihre Patientin, von der sie mir gestern berichtet hatte, verschwunden sei. Außerdem sollte ich ganz schnell nach Hause kommen und nach ihr Ausschau halten, da die Sechzehnjährige psychisch sehr instabil war. Ich lief hektisch und voller Gedanken zurück nach Hause, in der Hoffnung sie irgendwo finden zu können. Als ich von Weitem unser Haus sah, sah ich auch die Klippe und abrupt fing Lenny an zu bellen, als würde er jemanden sehen, der in Gefahr ist. Doch jetzt sah auch ich, dass dort jemand stand. Wir rannten beide los, um nach zu schauen, wer dort stand. Als ich am Ort war, sagte ich zu dem Mädchen, dass sie bitte zu mir kommen solle, doch

das tat sie nicht. Stattdessen ging sie auf die Klippe zu und somit kam sie auch dem Abgrund immer näher. Meine ganzen verzweifelten Taten brachten nichts und ich dachte nur, dass es ein Wunder braucht, um sie zu mir zu bringen und davon abzuhalten, sich das Leben zu nehmen. Ich schickte unseren Hund zu ihr, in der Hoffnung, dass sie sich von der Klippe entfernt. Nach einer gefühlten Ewigkeit drehte sie sich um und ich schlug ihr vor, dass wir uns ins Haus setzen und sie mir alles erzählen könne.

Im Haus angekommen, machte ich uns etwas zu trinken, sie kam mit sehr ängstlich und verzweifelt vor. Daraufhin erzählte sie mir, dass sie das Mädchen sei, dass die Diagnose Lungenkrebs bekommen hatte. Mir stockte der Atem, ich erstarrte und konnte es erst gar nicht glauben. Sie war das Mädchen, von dem Julia mir berichtet hatte. Das Mädchen erzählte mir von ihren Sorgen und Ängsten. Sie hatte aufgrund ihrer Diagnose keine Hoffnung mehr, doch ich sagte, dass es immer einen Grund gibt, weiter zu kämpfen. Später rief ich Julia an, die auch sofort kam, um zu sehen, wie es ihr geht, und nahm sie schließlich wieder mit in die Klinik.

Wenn ich jetzt darüber nachdenke, bin ich froh, dass ich pünktlich zu Hause war, da es sonst auch ganz anders hätte ausgehen können. Jetzt weiß ich auch, warum unser Hund die Nacht davor so komisch war, er wusste einfach, dass dieser Tag anders sein würde als die anderen. Ihm bin ich unendlich dankbar, denn dank ihm hat sich das Mädchen dazu entschlossen, sich nicht das Leben zu nehmen. Und die schönste Nachricht zum Schluss: Das Mädchen konnte den Krebs besiegen und ihr geht es besser denn je.

Simon Schlerf und Timo Roth

Die Reise ins Verderben

Ich freute mich schon die ganze Woche auf den Urlaub mit meinen Freundinnen, Steffi, Beate, Alexandra, Pia und Tina. In zwei Stunden ging mein Flug nach New York und ich musste noch zum Flughafen. Ich nahm mir ein Taxi. Als ich am Terminal ankam, warteten Steffi und Pia schon auf mich. Nach einer herzlichen Begrüßung machten wir uns auf den Weg zum Gate und trafen dort auf Beate und Tina. Alexandra tauchte aber nicht auf und ging auch nicht an ihr Handy. Für einen kurzen Moment dachte ich, ich hätte ihre roten Haare gesehen, aber ich täuschte mich wahrscheinlich. Das Boarding begann, wir mussten schon ins Flugzeug einsteigen und von ihr fehlte weiterhin jede Spur. Trotzdem verlief der Flug ohne weitere Vorkommnisse und wir landeten am John F. Kennedy Flughafen.

Als wir die Einreise und das Kofferholen hinter uns gebracht hatten, wartete bereits ein Taxi auf uns. Wir fuhren zu unserem Hotel und waren von der schieren Größe und von der unendlichen Flut aus Lichtern des Big Apple gleichermaßen begeistert wie überwältigt.

In unserem Hotel nahe dem Central Park angekommen, gingen wir nach dem Besichtigen der Zimmer umgehend in ein gegenüber liegendes Steakhouse, um zu Abend zu essen. Danach fielen wir todmüde in unsere Kingsize-Betten.

Am nächsten Tag stand ein Besuch der legendären North Brother Island bevor. Die frühest mögliche Fähre nahmen wir und waren bereits um neun Uhr auf der Insel, wo einst Seuchen-patienten behandelt wurden. Unser erster Programmpunkt bestand aus der Besichtigung des Hauptgebäudes, wo die geringer infizierten Patienten ihre Behandlung erfuhren. Danach besuchten wir die ehemaligen Wohnsitze der Ärzte und Krankenschwestern.

Kurz danach aßen wir unsere selbst besorgten Lunchpakete am Hafen, wo die Fähre stündlich an und abfährt. Mit vollen Mägen wollten wir die nördliche Seite der Insel näher erkunden, dabei fiel uns das heruntergekommene Haus ganz am Ende der Insel, von Bäumen umzingelt, mystisch und gespenstisch daliegend auf. Mir und Beate wurde unwohl und wir gingen wieder Richtung Hafen. Die geplante letzte Abfahrt der Fähre Richtung Festland war für 18 Uhr angesetzt. Nun war es 17:56 Uhr und vor uns lagen noch 150 Meter Fußweg. Uns fiel allen im selben Moment auf, dass Beate nicht mehr hinter uns war. Wir begannen, völlig panisch nach ihr zu suchen. Dabei vergaßen wir die Zeit und als wir Beate, die nach einer Toilettenpause nicht mehr den Anschluss an unsere Gruppe gefunden hatte, endlich fanden, hatte die Fähre bereits fünf

Minuten zuvor abgelegt. Uns allen wurde schlagartig bewusst, dass wir die Nacht auf der gruseligen Insel verbringen müssen. Uns lief ein Schauer den Rücken herunter und wir begannen, nach einer Unterkunft zu suchen. Als wir uns Richtung Haupthaus aufmachten, begann es in Strömen zu regnen. Wir fanden in der dritten Etage einige Zimmer, in denen Betten standen. Wir schoben die Betten alle in einen Raum, legten uns hin und begannen zu schlafen.

Mitten in der Nacht hörte ich einen markenschüchternden Schrei und ich schreckte auf. Ich war alleine in dem Raum. Ich nahm mir mein Handy, leuchtet den Flur entlang und ging langsam die Treppe hinunter. Nach wie vor erschienen null Balken auf meinem Handy. Als ich unten ankam, sah ich Beate im Flur liegen. Ich rannte zu ihr und fühlte ihren Puls. Sie lebte noch und ich fragte sie, was passiert sei, doch sie war so benommen, dass sie sich an nichts erinnern konnte. Ich sah Pia durch das Fenster vor dem Haus liegen. Ich rannte zu ihr, kniete mich neben sie und sah ein Messer in ihrem Hals stecken. Ich schrie auf und hielt meinen Mund mit der Hand zu, weil ich Angst hatte, dass ihr Mörder mich gehört hatte. Ich rannte ins Haus zurück und sah Steffi die Treppe herunter taumeln. Sie wurde von einer Kugel in den Bauch getroffen und brach auf der Treppe zusammen. Ich rannte zu ihr und schaute, ob sie noch atmete, aber sie war tot.

Beate und ich rannten Richtung Wasser. Auf dem Weg begegneten wir Tina, die in einem Haus Unterschlupf gesucht hatte. Wir rannten zu ihr ins Haus. Wir überlegten uns, was wir tun sollten und wie wir von der Insel kommen könnten. Plötzlich begann es zu gewittern und wir sahen in dem grellen Schein des Blitzes eine Gestalt auf das Haus zulaufen. Ein weiterer Blitz entzog uns für kurze Zeit die Sehkraft. Als ich sie zurückerlangte, war Tina verschwunden und man hörte einen weiteren Schrei und danach war es totenstill. Beate rannte heraus, um nach ihr zu schauen. Ich schrie ihr hinterher, aber sie war schon aus der Tür heraus. Ein Donnerschlag ließ das Haus zum Erbeben bringen. Plötzlich sah ich eine blutverschmierte Hand im Türrahmen und Beate erschien. Ich wollte zu ihr rennen, doch ein weiterer Blitz ließ den Himmel hell erleuchten und ich sah in ihre leeren Augen. Ihr toter Körper fiel mir entgegen. Ich hörte immer lautere Schritte. Ich guckte von Beates Leichnam nach oben und schaute in ein lächelndes Gesicht. Ich schaute direkt in ihre Augen. Ich erkannte ihre roten Haare sofort und mir viel alles aus dem Gesicht.

Die verlassenen Häuser

»Ding, Dong«, läutete die Schulglocke. In Windeseile packte Luke seine Sachen, sprang von seinem Stuhl auf und stürmte voller Vorfreude aus dem Klassenzimmer. »Endlich Wochenende«, dachte er sich und lief den Korridor entlang, wo er an einer Ecke auf Jan traf. Die beiden waren beste Freunde seit sie fünf Jahre alt gewesen waren und wollten gemeinsam das Wochenende verbringen. Seit Wochen hatten sie sich schon auf diesen Tag gefreut und nachdem sie sich begrüßt hatten, traten sie aus dem Schulgebäude. Es war ein windiger, kalter Herbsttag und die Sonne war am bewölkten Himmel nicht zu sehen. Auf der anderen Straßenseite erblickten sie Henry und Tom, die ebenfalls an ihrem gemeinsamen Wochenende teilnehmen wollten und schon auf sie warteten. Nach einer herzlichen Begrüßung machten sie sich schließlich auf den Weg zu Luke nach Hause, der ungefähr einen Kilometer vom örtlichen Bahnhof entfernt, in einem Haus am Rande des Ackers wohnte. Seine Eltern waren über's Wochenende weggefahren und überließen Luke die Verantwortung für das Haus. Dort angekommen, betrachteten sie kurz die eher altmodische, mit Grünzeug überzogene Fassade des Hauses, bis sie schließlich eintraten. »Jetzt kann der Spaß anfangen«, sagte Jan und warf sich auf Lukes Couch. »Da hast du Recht, aber zuerst brauch' ich ,was zu essen«, erwiederte Henry und tat es Jan gleich. Henry und Luke diskutierten daraufhin, ob sie lieber Pizza oder Döner bestellen, während Tom schon die Playstation startete und Jan „Subway Surfer“ auf seinem Handy zockte. Letztendlich entschieden sie sich für Pizza, welche dann auch 30 Minuten später eintraf und nach einem ausgiebigen Mittagessen setzten sie sich an die Playstation und spielten für den Rest des Mittags Videospiele, was im Prinzip, neben essen und schlafen der Plan für das restliche Wochenende war.

»So ein Bockmist«, brüllte Jan, schlug den Controller auf den Tisch und stürmte wutentbrannt aus dem Zimmer. »Das Spiel ist Dreck«, rief Henry und schaltete die Playstation aus.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Tom.

»Wir könnten rausgehen«, schlug Luke vor.

»Und was sollen wir draußen machen?«, erwiederte Tom.

»Wir könnten zu den verlassenen Häusern am Bahnhof gehen.«

»Ist das nicht gefährlich? Ist das überhaupt erlaubt?«

»Warum sollte es nicht erlaubt sein? Komm schon, wird lustig«
»Na gut, aber wir fragen erst Jan.«

Nachdem dieser ebenfalls einwilligte, packten sie ihre Sachen und begaben sich auf den Weg. Es war mittlerweile 17 Uhr und draußen war es immer noch trüb und bewölkt, und als sie auf dem Weg zum Bahnhof waren, fing es an, leicht zu regnen. Sie überlegten, ob sie nicht doch umkehren sollten, entschieden sich aber dagegen, nachdem der Regen wieder aufgehört hatte.

Am Bahnhof angekommen, führte Luke sie über einen schmalen Weg zu einem kleinen Tunnel, über dem die Gleise verliefen, in dessen Mitte sich eine ziemlich neue Stahltür befand, hinter der eine schmale Treppe, die nach oben führte, zu sehen war. Sie war verriegelt. Links und rechts von ihr bäumte sich das moosige Gestein auf und im Gegensatz zu ihrer ungepflegten Umgebung erschien sie wie ein verschlossenes

Himmelstor.

»Da will uns wohl jemand nicht hier haben«, bemerkte Henry mit einer skeptischen Stimme.

»Tja, jetzt ist es zu spät«, erwiderte Jan und kletterte mit zwei Zügen über die Tür. Die anderen taten es ihm gleich und gingen einer nach dem anderen die Treppe hoch. Sie fanden sich in einem Gebüsch wieder und zu ihren Füßen lag haufenweise Laub, das von den Bäumen gefallen war, die um sie herum, von allen Seiten emporragten. Es war, als wären sie mit einem Satz von der städtischen, zivilisierten Welt in die pure Wildnis getreten, wobei die einzige Ausnahme die mächtigen, heruntergekommenen Häuser, die mittendrin standen, waren. Die bröckeligen Ziegelsteinfassaden waren mit Moos überzogen, die dazwischen gequetschten Fenster waren größtenteils zerschlagen und auch das Dach machte von außen eher den Eindruck, als würde es gleich zusammenfallen. Die Jungs erstarrten bei diesem Anblick und zögerten, bis Luke schließlich begann, sich in Richtung Eingang zu bewegen. Er blieb an einer zerschlagenen Holztür stehen. Der Wind pfiff melancholisch durch das Schloss und wurde wenige Augenblicke vom Gänsehaut erregenden Quietschen der Scharniere übertönt

»Ich hab' Schiss«, sagte Tom mit einer etwas ängstlichen Stimme.
»Reiß dich zusammen, was soll schon passieren?«, knurrte Jan mürrisch.

Sie betraten einer nach dem anderen das Haus und obwohl es viele Fenster gab, war es doch stockdunkel. Jan holte seine Taschenlampe 'raus und leuchtete nach links, wo sich ein langer Korridor befand. Auf dem feuchten Fußboden lagen unzählige Gesteinsbrocken, die Wände waren schmutzig, die kaputten Lampen hingen von der Decke herab und insgesamt erinnerte es an einen Trakt in einem Irrenhaus, bei dessen Anblick Tom erschauderte. Weiter rechts erhellt das Licht einen naheliegenden Raum, in dessen Richtung sich die Jungs von nun an bewegten. »Arrghh«, schrie Henry auf, der sich den Fuß an einem Holzpflock gestoßen hatte und dabei umgeknickt war, sodass die anderen erschraken.

»Na toll, jetzt ist meine Taschenlampe kaputt«, meckerte Jan, der seine Taschenlampe fallen gelassen hatte.

»Was ist passiert?«, fragte Tom in einem ängstlichen Ton.

»Ich habe mir den Fuß gestoßen und bin umgeknickt«, antwortete Henry mit schmerzverzerrter Stimme.

»Kannst du laufen?«

»Ich versuch es«

Als die Jungs den von wenig Licht durchfluteten Raum betraten, stellte sich heraus, dass es sich dabei um ein Treppenhaus handelte. Das Treppenhaus war schmutzig, die Wände waren mit Graffiti besprührt und das Treppengeländer fiel langsam auseinander. Langsam gingen sie die Treppe hoch, als sie plötzlich einen dumpfen Schlag von einem der oberen Stockwerke hörten. Sie zuckten zusammen und blieben anschließend wie erstarrt stehen

»Was w-w-war das?«, fragte Tom mit zitternder, ängstlicher Stimme. »Ach, das war bestimmt nichts, krieg dich wieder ein«, erwiederte Jan in einem rauen Ton und sah dabei zu Luke rüber. Selbst dieser schien verängstigt zu sein, was Jan sehr wunderte, da Luke normalerweise so leicht nichts aus der Fassung bringen konnte. Jan ging weiter die Treppe hoch und trat in einen dunklen großen Raum ein. Mit der Taschenlampe leuchtete Luke durch den düsteren Raum, der ebenfalls dreckig und heruntergekommen wie alle anderen Räume war und nebenbei noch vollgestellt mit kaputten Schränken und Geräten war und auf dem verdreckten Boden befanden sich verschimmelte Essensreste und Spritzen. Es schien wie das Lager eines Obdachlosen, als hätte hier jemand gelebt. »Was ist, wenn er hier immer noch lebt?«, fragte sich Luke und erschauderte bei dem Gedanken. Die Jungs sahen sich schweigend

an, als würden sie alle dasselbe denken, als sie plötzlich einen weiteren Schlag hörten. Diesmal viel näher und lauter. Henry schrie vor Schreck auf und auch Jan schien mit einem Schlag den Ernst der Situation zu begreifen. »Was machen wir jetzt?«, fragte Luke. Seine Stimme zitterte. Angst und Kälte durchfuhren seinen Körper wie einen stechenden Schmerz. »Wir müssen hier raus«, antwortete Jan in einem relativ ruhigen Ton und bemühte sich, trotz der Tatsache, dass er kurz vor einem Nervenzusammenbruch stand, dabei entspannt zu wirken. Es war still. Einzig ein paar vereinzelte Regentropfen, die in unregelmäßigen Abständen von Löchern in der vermoderten Decke, auf die Treppe plätscherten und das dumpfe Geräusch, das vom Bein des humpelnden Henry verursacht wurde, waren zu hören. Langsam schlichen sie das düstere, spukhafte Treppenhaus hinunter, dessen widerwärtige Dunkelheit nur vom stechenden Licht der Taschenlampen durchbrochen wurde. »Bum!«, krachte eine Tür ins Schloss und ließ mit ihrem markierschütternden Nachhall jedes Lebewesen im Umkreis von hundert Metern erstarrten. Und plötzlich war es still. Zu still. »Irgendetwas stimmt hier nicht«, stellte Luke entsetzt fest und drehte sich hastig um. »Heeenryy!«, durchbrach er mit einem ängstlichen, verzweifelten Schrei die gespenstige Stille. Henry war weg. Einzig seine Taschenlampe flackerte auf dem feuchten, dreckigen Boden vor sich hin. »Shit«, fluchte Jan, »Wir können ihn nicht zurücklassen.« »Wir müssen ihn finden.«, sagte Tom. Er zitterte am ganzen Leib und seine käseweiße, blasse Haut, wurde von seinen niedergeschlagenen, blutunterlaufenen Augen dominiert, als hätte er seit Wochen nicht geschlafen. Die Angst stand ihm buchstäblich ins Gesicht geschrieben. »Er kann nur nach oben gegangen sein«, erwähnte Luke, woraufhin sie die Treppe wieder hochgingen und einen Raum nach dem anderen abklapperten, bis sie schließlich an einer geschlossenen Tür ankamen. Es war die einzige Tür im gesamten Stockwerk, die nicht offenstand. Als Jan die Türklinke runterdrückte und sie öffnete, kam ihm ein modriger, fauler Geruch entgegen, der ihn zurückweichen ließ. Die runterhängende Decke machte den Eindruck, als würde sie jeden Moment einbrechen und sie alle unter sich begraben und bei jeder Bewegung knarzten die morschen Holzdielen, was die Jungs ein ums andere Mal zusammenzucken ließ. Das wenige Licht, das durch das Fenster ins Zimmer schien, erhellt die glänzende Wand und bei genauerem Hinsehen erkannten sie einen Schriftzug. Kälte durchfuhr Jans Körper. Er blieb wie angewurzelt stehen, als würde er gleich im Boden versinken. Mit roter Farbe waren die Worte „Ihr seid verloren“ an die Wand geschrieben. Die glänzende Schrift wurde frisch aufgetragen und einzelne Tropfen liefen in einem abscheulichen Muster, die Wand

herunter. »Das ist keine rote Farbe«, dachte er und fuhr mit einem angewiderten Ruck in sich zusammen. »Das ist Blut. Wahrscheinlich Henrys Blut« und bei diesem scheußlichen Gedanken hätte er sich beinahe übergeben. Am anderen Ende des Raums ertönte ein leises Wimmern und als die Jungs sich diesem zuwandten, erkannten sie Henry, der in einer Ecke kauerte. Sein lebloses Gesicht hatte keinerlei Ausdruck und seine dunklen verängstigten Augen blickten starr in den leeren Raum. Die blutverschmierten Hände waren um die Knie geschlungen und sein ganzer Körper zitterte, als stünde er unter Strom. Neben ihm in der Dunkelheit flackerten plötzlich zwei rote blutrünstige Augen auf, die mit ihrem furchteinflößenden Blick jeden im Raum durchbohrten. Sie bewegten sich langsam auf die Jungs zu und als sie das Licht erreichten, offenbarte sich ihnen eine abscheuliche Gestalt. Auf den ersten Blick dachte man an einen Obdachlosen, doch bei genauerem Hinsehen erkannte man, dass es eigentlich kein Mensch sein konnte. Das Gesicht war zu einer hässlichen, widerwertigen Grimasse verzogen. Klaffende, grässliche Wunden überzogen den ganzen Körper, aus dem teilweise Knochen und Gewebe herausragten, und ehe sie dieses widerliche etwas voll und ganz mustern konnten, machte es einen Satz nach vorne und schnappte sich Jan mit seinen großen Händen. Nein. Das waren keine Hände. Es waren raubtierartige, riesige Krallen, die in der Lage waren, alles und jeden zu zerfetzen. Jan schrie auf, als sich die riesigen Krallen in seine Arme bohrten und er im nächsten Moment gegen eine Wand geschleudert wurde. Und auf einmal überkam Tom ein Gefühl der Unbesiegbarkeit. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen, schnappte sich eine herumliegende Eisenstange und rammte sie dem Monster in die Brust. Für einen Moment schien es so, als hätten sie es besiegt. Das Monster taumelte rückwärts, stolperte und schlug schließlich mit einem grässlichen, dumpfen Knall in der Wand ein, ehe es sich wieder aufrappelte und sich die Eisenstange aus der Brust zog. Toms Mut war verflogen. Er stand ehrfürchtig, ängstlich und panisch vor dem Monster wie ein Schwein, das darauf wartete, geschlachtet zu werden, bis ihm schließlich die Eisenstange entgegengeflogen kam und ihn mit voller Wucht am Kopf traf. Luke sah hilflos zu, wie Toms Körper zu Boden sackte, schaffte es, sich aus seiner Starre zu lösen und begann zu rennen. »Ich muss Hilfe holen«, dachte er sich und rannte dabei um sein Leben, angetrieben von seiner Wut, aber auch von seiner Todesangst. Die Kälte, die seinen ganzen Körper wie einen eisigen Schauer durchfuhr, wurde mit einem Mal zu einem brennenden, lodernden Feuer entzündet, das seine unaufhaltsame Entschlossenheit befeuerte. Das Treppenhaus ist geschafft! Jetzt nur noch bis zum Ausgang. 5 Meter, 4 Meter, 3 Meter, 2

Meter, 1 Meter und Zack! Eine Pranke schlängelte sich um Lukes Knöchel, wodurch er nach hinten gezogen wurde. Sein Oberkörper samt seinem Gesicht küsste den Boden und ein stechender Schmerz durchfuhr seine Nase und anschließend den gesamten Körper. Mit letzter Kraft schaffte er es, sich auf den Rücken zu drehen und dieses ekelregeende Monster anzublicken. »Jetzt ist es vorbei«, dachte er sich und versuchte friedlich damit abzuschließen. Jegliche Angst war mittlerweile verflogen. Alles, was noch in ihm steckte, war Traurigkeit, Leid und Hilflosigkeit. Das Monster beugte sich über ihn und öffnete den widerwärtigen, schmierigen, riesigen Mund. In ihm kamen unzählige, scheußliche, scharfe Zähne zum Vorschein, die wie eine Spirale in seinen dunklen, abscheulichen Rachen führten. Es war wie ein Tor in die Verdammnis, ein Tor in die Hölle. Das Maul senkte sich langsam, schnappte zu und -

»Ding, Dong!« Luke fuhr schweißgebadet auf, blickte um sich und sah, wie seine Klassenkameraden ihr Zeug zusammenpackten. Er hatte geschlafen. Es war alles nur ein Traum.

Michael Blüm

Die Macht der Natur und Wissenschaft

In den folgenden Jahren wurden 60 Prozent der Menschheit durch ein Virus ausgelöscht und nur wenige überlebten dies. Dennoch fand die Menschheit ein Mittel, das das Virus zwar nicht stoppt, aber die Lebenserwartung deutlich steigert. Nach einigen Jahren hatte sich die Menschheit an diese Umstände gewöhnt und unter den Überlebenden gab es auch immune, aber nur ein Prozent der Überlebenden war immun. Einer von ihnen war der 15-jährige Lennard. Der aufgeweckte Zehnt-Klässler, war ein leidenschaftlicher Cricketspieler, der auch gerne mal über sein Ziel hinausschoss. Sein Vater verschwand, als er noch klein gewesen war, seine Mutter wollte ihm auch nicht den Grund seines Verschwindens nennen. In der Schule interessierte er sich sehr für Biologie, vor allem weckte die Genetik sein Interesse. Die für alle Bürger routinemäßige Blutabnahme führte Lenard in ein Labor, in dem er als

Praktikant seine Freizeit mit Experimenten verbrachte, aber dieser Besuch veränderte sein Leben. Als er dort ankam und sein Blut abgenommen wurde, bemerkte er einen älteren Herren, der seine mürrische Miene hinter seinem Vollbart zu verstecken versuchte. „Sind sie neu? Ich habe Sie hier noch nie gesehen“, sagte Lennard, woraufhin sich der Mann umdrehte und ihm einen genervten Blick zuwarf. Auf dem Namensschild, das auf dem Laborkittel festgemacht war, erkannte er den Namen, der ihn etwas verwirrte. Als er wieder zu Hause ankam, informierte er sich im Netz über den Mann und stieß dabei auf seinen vollen Namen und einige Berichte über ihn, in denen er viel Lob zugesprochen bekam. Er las den Zweitnamen des Mannes und erschrak für einen Moment, denn dieser war derselbe wie der seiner Mutter. Hastig lief Lennard zu ihr und stellte ihr Fragen bezüglich seines Vaters. An diesem Tage wusste Lennard, dass er seinen Vater zum ersten Male zu sehen bekommen könnte. Während er auf die Antwort der Mutter wartete, fing die Zeit an, still zu stehen. Das Ticken der Uhr wurde immer lauter und das Rauschen der Autos vor dem Haus hörte auf zu existieren. Als Antwort auf seine Frage fing die Mutter an zu schluchzen und in Tränen auszubrechen. Aufgebracht und voller Energie lief Lennard zur Tür nach draußen. Er machte einen Spaziergang, wobei er im Schutz der Dunkelheit ziellos in den Gassen der Stadt umherlief und die Wut, Traurigkeit und sonstige Energie, die er in sich trug, restlos aufbrauchte, um sich zu beruhigen. Während er, die Augen auf den Boden gerichtet, lief, schoben sich plötzlich ein paar Schuhe in sein Blickfeld. Erschrocken schaute er nach oben und blickte dem Mann aus dem Labor in sein Pokerface, das sich nie zu verändern schien. Der Mann lud Lennard auf einen kleinen Spaziergang zu seiner Wohnung ein und auf dem Weg dorthin hatte Lennard viele Fragen, die er dennoch nicht auszusprechen vermochte. Als sie ankamen, wollte der Mann ein Wort oder einen Laut von sich geben, doch in diesem Moment wurde der Mann überrascht und vor Lennards Augen niedergeschlagen. Lennard konnte sich nicht bewegen und nicht eingreifen, als die maskierten Männer den Mann in einen schwarzen Van schliffen und mit quietschenden Reifen davonfuhren.

5 Jahre später

Hier saß ich, fünf Jahre später, vor einem Papierberg, der in der Wohnung des Mannes lag. Ich suchte eine Antwort auf all meine Fragen in diesem Papierberg, da dieser viele Informationen enthielt, aber dennoch fand ich keine bezüglich meines Vaters und dessen Vergangenheit. Ich fand in dem Papierberg immer mehr Informationen über das Virus und dessen Entstehung, was mich sehr beunruhigte. Eines Tages kam ich wie immer nach der Arbeit zu der Wohnung des entführten Mannes, die aber in

Schutt und Asche gelegt wurde. Die Feuerwehr war schon vor mir da und löschte das Feuer, das ihr zu folge mit Benzin in Brand gesteckt wurde. Einige Tage vergingen und all die Nachforschungen nach meinem vermutlichen Vater wurden niedergebrannt. Ich lief aber dennoch ein letztes Mal zur Wohnung, um vielleicht noch nützliche Infos zu finden. Nach einigen Stunden fand ich im Keller des Hauses, der zur Wohnung gehörte, eine Metallkammer. Als ich diese öffnete, fand ich eine Box mit Dokumenten in der viele „top-secret“ - Akten lagen. In einer von diesen befand sich das Projekt Gen-X. Was ich da las, schockierte mich bis an mein Lebensende.

Nicolas Moll

Ein innerer Monolog

(für Heath)

Ich will im Bett bleiben, es ist noch so früh und hier ist es so schön warm. Wie viel Uhr ist es überhaupt? 9:13! Scheiße! Ich habe verschlafen! Jetzt heißt es sich beeilen. Ich habe nicht mehr lang Zeit. Was ziehe ich denn für diesen Termin an? Ahh, das passt gut. Jetzt schnell ins Auto und ab auf die Autobahn.

Stau, na toll, kommt das auch noch dazu. Fehlt nur noch, dass ich keinen Parkplatz bekomme. Oh, Gott sei Dank, es geht weiter.

Warum habe ich daran gedacht? Kein Parkplatz und noch eine Stunde bis zu meinem Termin.

Jetzt endlich ein Parkplatz, noch 15 Minuten. Ich muss rennen.

5 Minuten! Fuck, das war eng. Ich habe keine Chance. Da ist Christian Bale, Ben Affleck, Brad Pitt, Taron Egerton und, oh, da ist Leonardo DiCaprio. Diese Konkurrenz kann ich nicht überbieten. Soll ich wieder gehen? Ich bin dran, meine letzte Chance abzuhauen, ach, verdammt, Augen zu und durch, dann kann ich danach wieder heimfahren aber ich habe es zumindest mal probiert.

Das ist doch nicht etwa J. J. Abrams, der da am Tisch, oder? Doch, er ist es! Und noch besser, er wird sogar die Regie für den Film führen, wie geil ist das denn? Ich muss diese Chance echt nutzen. Ich soll mir eine der Texte aussuchen. Ok, aber die haben doch gar nichts mit dem Film zu tun. Nehme ich den Psychopaten oder den zuvorkommenden Menschen? Ich glaube, ich probiere den Psychopaten.

Oh, mein Gott. Habe ich das richtig gehört? Ich soll hierbleiben? Vielleicht kriege ich ja doch den Job. Wobei wahrscheinlich wird es am Ende nur eine Nebenrolle oder sogar nur eine Statistenrolle. Das wäre dann ein großer Schlag in die Fresse für meine Karriere.

Warum bin ich so nass? Oh Gott, das ist doch nicht etwa mein eigener Schweiß, oder? Verdammt, das ist peinlich! Was dauert denn hier so lang?

Ich werde mit Taron Egerton in eine Gruppe gesteckt. Habe ich vielleicht doch eine Chance auf eine Hauptrolle? Ich soll den Joker ausprobieren und Taron den Batman? Am Ende nehmen sie dann das beste Paar. Ok. Also habe ich eine Chance. Falls ich jetzt verkacke, zerstör' ich nicht nur meine Chance auf eine Rolle, sondern auch Tarons. Fuck, das ist jetzt wichtig.

Ok, das ist der Text von „The Dark Knight“, das kriegen wir locker hin!

Wir haben die Rollen des Batman und ich eine verfluchte Rolle, die größte und beste Rolle meines großen Vorbilds!

Morgen ist es soweit, ich weiß jetzt schon, dass ich nicht schlafen werde, ich bekomme die letzte Anpassung von meinem Kostüm, ich werde zum ersten Mal geschminkt, und meine Haare werden gefärbt und übermorgen beginnt die Produktion.

Gott, wie viel Uhr ist es? Wahrscheinlich immer noch 3, oder? Oh, Fuck, nicht schon wieder! Es ist nicht ernsthaft schon 9:00. Und ich will um 10:00 im Studio sein. Ich fahr' 45 Minuten. Also Beeilung! Das kann doch auch nicht wahr sein, die ganze Nacht schlaf' ich nicht und wenn ich aufstehen muss, überhöre ich meinen Wecker.

Oh Gott, ich habe es geschafft, ich bin da, ich habe es noch pünktlich geschafft.

Ist das da NF? Was sucht denn der hier am Set? Ich glaube, ich stell' mich mal vor. Er scheint echt nett zu sein.

Weisse Schminke, roter Lippenstift und schwarz um die Augen. Das habe ich erwartet. Aber hier fehlt doch was. Wo sind die Narben? Egal! Weiter geht's! Grüne Haare! Wie erwartet! Jetzt wird es spannend! Wie wird mein

Anzug aussehen? Oh! Mein! Gott! Ist das da etwa mein Anzug? Das Grün und das Lila passen ausnahmsweise sogar mal gut zusammen.

WOW, ich erkenn' mich ja kaum wieder!

Nun, ich denke, von nun an bin ich der Joker!

Endlich der größte Tag meines Lebens. Ich habe es geschafft. Heute ist die Premiere von „The Great Rival“. Ich muss noch meinen Anzug vom Schneider holen und beim Friseur die restlichen grünen Haare abschneiden lassen. Wie lang habe ich hier für noch Zeit? 4 Stunden bis wir losfahren müssen. Ok, das schaffe ich locker, ich mache mich jedoch schon mal besser auf den Weg.

Moment mal, ist das etwa NF im Radio? Oh, Mann, ich gönne es ihm von ganzem Herzen. Nach all der harten Arbeit hat er es endlich geschafft, ins Radio zu kommen, aber welcher Song ist das? Den kenne ich nicht. Moment mal, hat er es wirklich auch geschafft? Ist das etwa der Sound Track von meinem Film? Tatsächlich, und ich wurde sogar genannt. Oh mein Gott, hatte sie mich gerade eines der vielversprechendsten Schauspiel Talente von Hollywood genannt?

Endlich angekommen! Oh Gott, wie ist mein Anzug geworden? Ich muss ja schließlich einen guten Eindruck auf dem roten Teppich machen. Ist er das? Ist das tatsächlich mein Anzug für den roten Teppich? Der ist atemberaubend! Er ist es tatsächlich, das ist tatsächlich mein Anzug und er sitzt so angenehm. Das ist genial. Ich werde der Star auf dem roten Teppich sein. Jetzt muss ich nur noch schnell den Rest der grünen Haare loswerden. Also schnell zum Friseur! Boah, sieht das wieder gut aus! Graham übertrifft sich selbst wirklich jedes Mal auf's Neue. Jetzt noch mal schnell nach Hause, ich muss mich fertig machen und in einer Stunde geht es dann auch schon los.

Es ist so weit, wir müssen los. Wie haben sie mich wohl 'reingeschnitten? Wie wird der Film sein? Habe ich einen guten Job gemacht? Treffe ich vielleicht NF? Wie werde ich auf dem roten Teppich aussehen? Sehe ich generell gut aus? Oh, ich bin ja schon da. Wo ist denn nun der Künstlerparkplatz? Ah, da hinten. Jetzt nur noch Richtung roter Teppich und ich kann endlich den Film sehen. Wer ist das? Ich habe diesen Mann nie bei den Dreharbeiten gesehen! Whoa! Whoa! Whoa! Scheiße! Ich muss meine Freundin beschützen!

Ein weißes Licht. Ist das mein Ende?

Veronika Jaros

Das Drama der Familie

Stellt es euch so vor: Es lebt eine Familie in meinem Haus, die aus drei Personen besteht, die Mutter, der Vater und das Kind. Von außen scheint die Familie ziemlich glücklich zu sein, aber ich kann euch versichern, dass es nicht so ist. Ich bekomme ziemlich viel von der Familie mit, so wie ich auch mitbekomme, dass in dieser Familie sehr viel Unruhe herrscht. Oftmals sehe ich das kleine Kind der Familie draußen traurig mit dem Hund spielen und selten sehe ich es lachen, was doch schon ziemlich traurig ist. Die Mutter des Kindes sieht sehr zerbrechlich und verängstigt aus, aber sie ist ein herzensguter Mensch. „Doch was ist mit dem Vater?“, fragt ihr euch bestimmt. Naja... er ist Alkoholiker und sehr aggressiv. Er schreit sehr viel ‘rum und oftmals bekomme ich sehr viel Streitereien zwischen dem Ehepaar mit. Vor kurzem habe ich mir erst sehr große Sorgen gemacht, da ich einen heftigen Streit mitbekommen habe, bei dem Gegenstände durch das Treppenhaus flogen und lauter Krach zu hören war. Jedes Mal auf's Neue überlege ich, ob ich die Polizei anrufen soll oder nicht, aber alle sagen mir immer, ich solle mich aus den Angelegenheiten anderer ‘raushalten. Doch diesmal ging es nicht, ich musste es einfach tun. Als ich die Polizei verständigt und sie aufgeklärt hatte, was hier los ist, habe ich dagesessen und nicht gewusst, was ich machen soll. Nach etwa zwei Minuten da Sitzen und nichts Tun gab es einen lauten Knall und danach war Stille. Absolut nichts war zu hören, nicht einmal Schritte. Ich habe mich dazu entschlossen, nachzusehen, was passiert ist, und irgendwie wünschte ich, ich hätte es nicht getan. Das ganze Treppenhaus voll mit Glassplittern, die Wohnungstür offen und das Kind war weg. Die Frau saß eingeschüchtert und voller Angst in der Ecke des Wohnzimmers und der Mann lag regungslos daneben. Was mit ihm war, weiß ich bis heute immer noch nicht, ich weiß nur, dass ich mich gar nicht um ihn sorgen wollte und mich deshalb mit der Frau beschäftigt habe. Ich hatte versucht, mit ihr zu sprechen, aber sie hat vor Schock nicht einmal sprechen können. Gott sei Dank traf dann auch schon die Polizei ein, die sich um alles kümmerte. Mit viel Mühe haben wir auf die Frau eingeredet, damit sie uns sagt, was hier los ist, und tatsächlich hat sie zu sprechen begonnen. Sie hat uns erzählt, dass der Mann ihr und dem Kind gegenüber oft handgreiflich war und sie immer unter Angst und Stress wegen ihm gelitten haben. Von den vielen Verletzungen, die die beiden von ihm haben, wollte sie erst gar nicht zu

sprechen beginnen. Was das wohl für eine schlimme Zeit gewesen sein muss. Zu der Zeit war aber immer noch die Frage offen, wo das Kind hingegangen ist. Immerhin war es schon dunkel draußen und so spät ist es für ein kleines Kind draußen nicht sicher. Die Polizei und ich haben uns auf die Suche gemacht, aber lange mussten wir nicht suchen, denn das Kind war nicht weit weg, es hat sich nämlich im Garten versteckt und dort gewartet, bis der ganze Horror ein Ende hat. Ich habe das Kind für einige Tage bei mir aufgenommen, da die Mutter aufgrund einiger Untersuchungen im Krankenhaus bleiben musste und der Vater ebenfalls im Krankenhaus war. Jedenfalls klingelte die Mutter des Kindes zwei Tage später an meiner Tür und hat sich zu uns gesetzt, um mit mir zu sprechen und zu fragen, ob ich ihr mit dem Kind helfen würde, wenn sie sich von dem Vater der Kleinen scheiden lässt, da sie sich nicht anders zu helfen wusste. Es hat lange gedauert, bis sie zu dieser Einsicht gekommen ist, aber die Hauptsache ist, dass sie überhaupt dazu gekommen ist, diesen Schritt zu gehen. Die ganzen Geschichten der Familie werde ich wahrscheinlich nie erfahren, aber das will ich auch gar nicht, denn das ist Vergangenheit. Die zwei können jetzt in Ruhe leben, denn dem Familienvater wurde ein Verbot erteilt, sich der Familie zu nähern, und bis jetzt hat er sich auch immer dran gehalten.

Chiara Dickhardt und Rosa Berger

Wie ich die Lebensfreude für mich entdeckte

Ich erwachte und wusste einen Herzschlag lang nicht, wo ich mich befand. Doch im nächsten Moment konnte ich durch eine leicht verschwommene Sicht den hellen Raum wahrnehmen. Ein Krankenzimmer.

Ich erschrak, als ich meine Mutter erblickte, die mit tiefen Schatten unter den Augen auf zwei der Stühle im Raum lag. Ihr Gesicht sah verweint aus und bevor ich weiter nachdenken konnte, breitete sich ein schlechtes Gewissen in mir aus. Was hatte ich nur angerichtet ?

Erst nach langen und intensiven Gesprächen mit den Ärzten und meiner Eltern, begriff ich langsam, was geschehen war.

Noch viele Jahre später erzählte meine Mutter mir von dem Moment, als sie aus dem Nichts einen Anruf bekam und ihr die schreckliche Nachricht überbracht wurde, dass ihre Tochter Opfer eines Verkehrsunfalls geworden war. Die ungewissen Stunden bis zu meinem Erwachen verbrachten meine Eltern mit einer Stärke, für die ich sie immer bewundern werde. Sie glaubten aus tiefster Überzeugung, dass ich es schaffen würde und verloren nicht eine Sekunde lang die Hoffnung.

Wenn ich auf die Situation zurückblicke, kommt es mir vor, als sei dies alles nicht mir passiert. Als würde ich auf die Vergangenheit eines Fremden schauen. Ich selbst habe keine Erinnerungen an den Unfall mehr und weiß nur von Erzählungen, dass ich danach 13 Stunden im Wachkoma lag. Meine körperliche Verfassung war daraufhin nicht nicht sonderlich gut aufgrund einer größeren Verletzung an meinem Bein, allerdings war dies eine kurzweilige Einschränkung, mit der ich gut leben konnte.

Durch den Unfall hat sich meine Psyche am meisten verändert. Ich war vor dem Unfall ein ganz normales 15- jähriges Mädchen, was sich häufig verstellte, um den Anforderungen Anderer gerecht zu werden. Heute bin ich ein eigenständiger Mensch und weiß, in welche Personen oder Situationen ich meine Energie und Zeit investiere.

Der Unfall hat mich und meine Familie gestärkt und auch zusammengeschweißt.

Rene Kleinschmidt und Fynn Schoon

Meine schrecklich schöne Vergangenheit

Heute vor zehn Jahren, der 28. August war der Tag, an dem sich mein ganzen Leben änderte.

Mein zehnter Geburtstag, der Tag, an dem ich heimkam und einen Brief meiner Eltern fand. Sie hatten sich getrennt, doch es kam noch schlimmer. Meine Mutter ging ins Ausland und mein Vater in ein weit entferntes Bundesland wegen seines neuen Jobs. Ich las die letzte Zeile des Briefes „Deine Großeltern werden für dich da sein“. Sie warteten auch schon im Nebenzimmer auf mich, dennoch verschwiegen sie mir zu dem Zeitpunkt noch einiges, was ich im vergangenen Jahr erfahren habe.

Nach einem Jahr bei meinen Großeltern machten wir spontan einen Ausflug zu „Freunden“ von ihnen. Ich verstand mich sehr gut mit ihnen, doch irgendwie kamen sie mir sehr jung im Gegensatz zu meinen Großeltern vor. Ab diesem Zeitpunkt besuchten wir sie immer öfter. Letztes Jahr feierten wir sogar mit ihnen Weihnachten zusammen, worüber ich sehr verwundert war. Die Stimmung war bei diesem Treffen sehr angespannt und schließlich kam der Satz, der mich alles klarsehen ließ. Doch dazu komme ich später....

In der Woche vor Weihnachten fühlte sich alles in mir anders an, ein Gefühl, welches ich nicht einordnen konnte. Jeden Morgen wachte ich auf mit der Frage, ob sich irgendetwas verändert habe. Doch es blieb alles gleich. Das gleiche Frühstück in der Weihnachtswoche, das gleiche herzliche Verhältnis zu meinen Großeltern und die gleiche Morgenroutine. Alles war gleich, nichts anders, nur mein Gefühl. Ich besuchte die 13. Klasse, um mein Abitur zu machen. Mit mittlerweile 20 Jahren bin ich die zweitälteste in unserer Klasse, da ich das Jahr, in dem meine Eltern von uns gegangen sind, nicht sonderlich gut verkraftet habe. Die ganze Woche fiel es mir schwer, mich in der Schule zu konzentrieren, weil mein Kopf sich unerklärlicher Weise mit Gedanken füllte. Es fühlte sich an wie in einem Rausch. Nun war es soweit: Es war der 24. Dezember. Inzwischen hatten wir Ferien, was meiner Laune und meinen Gedanken zwar nicht half, aber mich jedoch erklären ließ, warum ich dieses unbeschreibliche Gefühl hatte. Der Morgen war wie jedes Weihnachten ein gemütliches Beisammensitzen, jedoch waren wir danach mit den Freunden meiner Großeltern verabredet. Ich fühlte eine deutliche Anspannung bei meiner Oma, was für mich neu war, da sie sonst in den schwierigsten Situationen

immer locker blieb. Dort angekommen, empfingen sie uns in ihrem geschmückten Haus zu einem mühevoll vorbereiteten Weihnachtsessen. Es verlief alles sehr herzlich und ich hatte lange nicht mehr so schöne Weihnachten. Plötzlich wurde es leise am Tisch und mein Opa fing an, mit einem bedenklichen Blick zu reden: „Diese Weihnachten verlaufen anders, wie du bereist bemerkt hast. Wir sind nicht mehr zu dritt sondern zu fünft. Und das nicht, weil es gute Freunde von uns sind. Es ist deine Familie“. Ich wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte, ob ich gehen oder bleiben sollte.

Dann hörte ich den Satz „Wir sind deine leiblichen Eltern“ und mir wurde schwarz vor Augen.

Selina König

Irgendwann ziehen auch die dunkelsten Wolken vorbei

Der Regen prasselte auf die glatten Straßen. Kalter Wind zog durch mein Haar und ich vergrub meine Hände in der Innentasche meiner Jacke. Ich zog mir meine Mütze noch tiefer in mein Gesicht. Es war kalt, nass und trübe. In meinem Kopf spielten sich Bilder nacheinander ab. Erinnerungen kamen und ich musste stehen bleiben, so sehr zogen mich meine Gedanken aus der Realität. Immer noch tropfte ein Regentropfen nach dem anderen von meiner Nasenspitze und auch meine Haare hingen nass in meinem Gesicht. Es war ein Wunder. Ich war ein Wunder. Alles verschwamm vor meinem geistigen Auge und ich musste schlagartig lachen. Die Kälte ließ meine Fingerspitzen taub werden. Es fühlte sich echt an. Ich genoss jedes, durch Kälte erschienene Zittern.

Letztes Jahr um diese Zeit stand ich genau hier, wo ich gerade stand, mit dem Blick Richtung Himmel. Mir war kalt. Doch es waren zehn Grad wärmer als dieses Jahr. Die Kälte von damals ließ meine Adern gefrieren, meine Stimme verstummen und meine Augen erschweren. Es war die Kälte der Leere.

Ich betrachtete mich in einem der Schaufenster. Mich blickte mein lächelndes Ich an. Geschafft. Ein Lächeln, das mir galt. Die Leere war gefüllt mit Liebe. Durch diese Liebe, die ich mir gab, war ich bereit, sie ebenso anderen zu schenken. Ich hatte mir selbst das schönste Geschenk gemacht.

Ein Jahr war vergangen. Ein Jahr voller Selbstzweifel und Antriebslosigkeit. Ein Jahr voller Kälte.

Nun stand ich da, wo ich einst einsam und alleine stand, und mir war immer noch kalt. Doch diesmal durch den kalten Wind des Winters.

Das Geschenk, von dem ich sprach, war meine Liebe. Liebe gegenüber mir, meiner Familie, meinen Freunden und meinen Mitmenschen.

Diese Liebe kann einen retten, selbst wenn man denkt, alles sei verloren. Man muss sie nur zulassen.